

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 206.

Posen, den 8. September 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Marell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.
25. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Es den Armen geben,“ sagte er und nahm ihren Arm.

„Den Armen?“

Sie fürchtete, daß das Glück ihm den Kopf verdreht habe.

„Zawohl den Armen.“ Er blieb fest. „Gold, das man im Spiel gewonnen hat —“

„Unsinn,“ unterbrach sie ihn, „welchen Armen willst du es denn geben?“

„Dem armen Timothy! Und jetzt wollen wir in die Bar und eine Orangeade trinken.“

XX.

Die Kapelle spielte eine der Melodien aus der neuen Revue von Courville, und das Café de Paris war überfüllt. Es war ein großer Zustrom von Besuchern aus Nizza hereingekommen, und Monte Carlo bot ein Bild, als sei die Saison auf der Höhe. Frau Kenfrew war mit dem Auto nach La Turbie hinaufgefahren.

Sie telegraphierte Mary am Abend, daß sie erst am nächsten Tage zurückkäme und fügte hinzu, sie könne „die blinkenden Lichter von Monte Carlo“ sehen, und „die dunkle Fläche des Ozeans“ erfülle sie mit seltsamer Unrast. Diese Bemerkung wurde dem gefühllosen Timothy brühwarm wiederholt.

„Es muß schrecklich sein, einen solchen Geschmack zu haben,“ bemerkte er und fuhr fort: „Mary, ich warte schon lange darauf, Vertraulichkeiten über Verwandte auszutauschen.“

„Ich habe dir über Frau Kenfrew nichts zu berichten, aber du wolltest mir schon so oft von deinem Wetter erzählen, daß ich fast ein bißchen neugierig bin.“

Die Geschichte, die er erzählen mußte, war nicht schön. Es hieß alte Wunden aufreißen und traurige Erinnerungen wecken, aber es mußte geschehen. Sie war nicht so erschreckt, wie er gedacht hatte.

„Du hast mir eigentlich nichts Neues erzählt,“ sagte sie ruhig. „Ich habe es schon die ganze Zeit gewußt, daß das „M. C.“ in deinem Namen soviel wie „Alfred Cartwright“ bedeutet. Und einmal vertraute mir Onkel an, daß er einen Verwandten von dir gekannt habe, und ich ahnte, wen er meinte.“

Plötzlich fragt sie: „Glaubst du, daß Cartwright in Europa ist?“

Timothy nickte.

„Sicherlich, das heißt, wenn man Marokko zu Europa rechnet. Seitdem das Verbrechen begangen wurde, habe ich immer geglaubt, daß er in dieses Land flüchten würde. In den paar Minuten, die ich mit ihm verbrachte, erzählte er mir — wenn auch nicht die ganze

Geschichte, aber doch seine Auffassung davon. Er kennt Marokko und ist schon dort gewesen. Er sprach von einem Mauren namens El Mograb, der ihn früher bei sich und den Seinen behalten wollte, und er bedauerte, den Rat des Mauren nicht befolgt zu haben.“

„Hast du das der Polizei erzählt?“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich habe der Polizei über den ganzen Besuch nicht sehr viel gesagt. Cartwright hatte seine Anschuldigungen gegen Sir John wieder erneuert. Man hätte dies alles wieder ausgraben müssen, „und das wollte ich nicht, wegen — wegen —“

„Meinetwegen,“ fragte sie ruhig und sah ihn still an.

„Das könnte stimmen.“

Eine kleine Schar eleganter Gäste verließ jetzt das Restaurant. Sie gingen langsam durch den engen Raum zwischen den Tischen. Timothy hörte mit Reden auf und beobachtete sie mit dem bohrenden Interesse, das er allen Menschen hier in Monte Carlo entgegenbrachte.

Als diese Unterbrechung vorüber und der letzte Nachzügler vorbeigegangen war, sah er plötzlich eine Karte vor sich auf dem Tisch. Sie lag neben seinem Platz. Er nahm sie auf. Auf der Vorderseite stand: „Zeigen Sie diese Karte niemandem.“

„Nanu“ — rief er, und drehte die Karte um. Sie war nicht beschrieben, sondern mit großen Buchstaben bedruckt:

„WENN SIE BIS ZUM NEUNUNDZWANZIGSTEN NICHTS VON MIR HOEREN, SO BITTE ICH SIE SEHR, DASS SIE NACH TANGER FAHREN UND IM CONTINENTAL-HOTEL NACH EINEM MANN NAMENS RAHBAT FRAGEN — DAS IST EIN MAURE, DER SIE ZU MIR FUEHREN WIRD. ICH BITTE SIE UM UNSERER VERWANDTSCHAFT WILLEN ZU KOMMEN, HABEN SIE DAS GELD ERHALTEN?“

Timothy legte die Karte hin und starrte das Mädchen an.

„Was ist denn los?“ Sie streckte die Hand aus.

„Es — es ist nichts.“

„Unsinn, Timothy, was ist es? Bitte, laß es mich sehen.“

Ohne ein Wort überreichte er die Karte dem Mädchen, die sie schweigend durchlas.

„Von wem ist das? Von Cartwright?“

„Offenbar. Die Anspielung auf das Geld und der Appell an unsere Verwandtschaft — aber wie kam das Schriftstück auf meinen Platz?“

Er rief den Oberkellner.

„Wer waren denn die Leute, die eben hinausgegangen sind?“

„Die kenne ich alle,“ gab der Oberkellner bereitwillig Auskunft. „Ein Herr aus London, ein Theaterdirektor, und eine Dame, die angeblich seine Frau ist. Dann noch ein amerikanischer Schriftsteller, und ein englischer Herr, der als Sekretär bei einer Dame angestellt ist, die auf Cap Martin wohnt.“

„Frau Serpilot?“ fragte Timothy schnell.

„Zawohl, so heißt sie. Sie ist leider Witwe, aber ungeheuer reich!“

Timothy steckte die Karte in die Tasche.

„Das ist eine Botschaft von Cartwright. Ich werde dieser Geschichte noch auf den Grund kommen, und wenn ich mein ganzes Leben lang in Monte Carlo bleiben soll.“

Er begleitete das Mädchen zum Hotel zurück, ging in sein Zimmer und zog sich um. Und gerade zu der Stunde, als das Kasino seine müden Besucher entließ, passierte er die palmenbeschattete Allee, die zu der Hauptstraße führte und begann seine Wanderung nach Cap Martin. Bei Tageslicht und mit Hilfe eines Planes ein Haus in diesem Viertel zu finden, wäre wohl das einfachste von der Welt gewesen. Nachts stellten sich diesem Vorhaben fast unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Cap Martin ist ein hügeliges Klippengelände, das mit Fichten und wilden Blumen bewachsen ist. Die Wege laufen nach Willkür der reichen Bewohner. Es gibt Gäßchen, Pfade und breite Wege, die in Wirklichkeit gar keine breiten Wege sind, sondern nur Privatstraßen, die zu den herrlichen Villen führen, von denen Cap Martin eine Uebersfülle besitzt. Der Morgen dämmerte schon am östlichen Himmel, als Timothy endlich die Villa Condamine ausfindig machte.

Sie stand dicht am Meeresrande und war nach der Landseite von einer hohen Mauer eingeschlossen, obgleich das Gehölz, das die Villa umgab, völlig genügt hätte, um sie von der Außenwelt abzuschließen.

Timothy ging um eine kleine Bucht herum, bis er den ganzen Platz von der See aus übersehen konnte. Ein Zickzack-Pfad führte von dem Haus zur Küste und endete in einem kleinen, verschwiegenen Kai. Auf einmal hörte er den Schall von Fußritten. Ein monogastlicher Arbeiter schlenderte den Küstenpfad entlang, eine Pfeife im Mund und mit einer blauen Bluse bekleidet. Er bot dem jungen Mann einen fröhlichen Guten Morgen und blieb stehen, um nach der freundlichen Art der Monogassen zu plaudern. Er war offenbar Gärtner und im Beariff, zur Villa zu gehen, denn er konnte gar nicht wo anders hingehen, da der steinige Weg, auf dem Timothy stand, direkt zu einer Tür in der hohen Mauer führte. Es sei eine gute Stelle, aber er wünschte, daß er mehr in der Nähe wohnen könnte. Aber schließlich wohnte keiner der Bediensteten im Hause, und —

„Ach, da ist er ja! Das ist nämlich ein Maure!“ Er deutete auf das Meer hinaus.

Eine kleine Dampfmaschine steuerte langsam dem Lande zu — Timothy hatte ihr Licht schon seit einer Stunde gesehen — und fuhr jetzt zu ihrem Ankergrund. Die Linie des Kielwassers zeichnete sich auf der sanften Oberfläche des Meeres ab.

„Ein Maure!“ rief Timothy aus, und fuhr dann ganz obenhin fort: „Hat denn auch ein Maure hier eine Villa?“

„Nein, Herr,“ erklärte der Mann, „das ist ein vornehmer Maure, der manchmal von Marokko herüberkommt. Das ist eine lange Fahrt, Herr. Von der maurischen Küste aus braucht man fünf Tage —“

„Besucht er jemanden in der Villa Condamine?“

„Freilich. Er ist ein Freund der Dame und ist in drei Monaten schon zweimal dagewesen.“

Unter dem Bug der Nacht plätscherte das Wasser, als der Anker fiel. Dann stieß ein Boot ab, und im Heck desselben stand eine Gestalt, die mit einem weißen Burnus bekleidet war.

Timothy sah dem Gärtner nach, der gemächlich weiterging und folgte ihm dann. Es war nicht wahrscheinlich, daß die geheimnisvolle Dame einem einfachen Arbeiter den Schlüssel zum Gartentor überlassen hatte, aber zu seiner Ueberraschung war dies doch der Fall. Der Mann öffnete das Tor, blieb stehen und sah sich um, als ob er noch jemanden erwarte. Timothy nahm an,

daß es wohl zwei oder noch mehr Arbeiter sein mußten, daß dieser eine dort den Schlüssel habe und die übrigen einlasse. Diese Vermutung sollte sich als richtig erweisen. Bald erschien noch ein blaubebluster Gärtner, und nun standen die beiden und warteten auf den dritten. Dieser ließ sich jedoch nicht sehen. Daher gingen die beiden Männer in den Garten und zogen das Tor hinter sich zu.

Timothy beschleunigte seine Schritte. Wie er sich gedacht hatte, war das Tor unverschlossen geblieben für den dritten Mann. Er stieß es sachte auf und sah nichts, als das Ende eines gewundenen Weges, der zwischen hohen Fliederhecken verschwand.

Wenn er jemals einer Chance trauen durfte, so war dies jetzt der Fall. Er hatte schon das Tor durchschritten und schlich behutsam auf dem Pfad vorwärts, ehe er sich dessen bewußt wurde, was er getan hatte. Er hörte Stimmen und bewegte sich mit äußerster Vorsicht. Dann, nach fünf Minuten, hörte er das Gartentor hinter sich zuschlagen. Der dritte Arbeiter war gekommen, und nun war der Ausgang verschlossen. Er bahnte sich seinen Weg durch die Fichten, die das Haus vor den Blicken schützen sollten. Niemand war zu sehen, und die Stimmen waren in der Ferne verklungen. Er konnte jetzt kühner ausbrechen, und kam schließlich an den Rand des Gehölzes, direkt der Villa gegenüber. Zwischen ihm und dem Haus lag ein offener Platz von ungefähr fünfzig Metern Breite. Er versuchte sein Glück und überquerte ihn. Sein Ziel war ein Fenster zu ebener Erde, das offen stand.

Das Hineinklettern war aber nicht so leicht, wie er gedacht hatte. Das Fenstergesims befand sich über seinem Kopf und bot seinen Händen keinen Halt. Er schlich herum und versuchte, einen anderen Eingang auszufund-schaften, aber er fand keinen. So nahm er einfach an, daß sich hinter dem Gesims doch ein Fensterrahmen befinden müsse, ging daher zwei Schritte zurück, wagte einen Sprung und faßte wirklich den Rahmen. Schnell zog er sich in die Höhe und ließ sich in den Raum hinunterfallen.

Ein süßduftender Geruch war ihm sofort in die Nase gestiegen, als er den Kopf zum Fenster hineingesteckt hatte. Jetzt sah er die Ursache hierfür. Der nackte Fußboden war drei Zoll dick mit Rosenblättern bedeckt. Offenbar stellte sich die Eigentümerin ihr Parfüm selber her und diese Diebhaberei erklärte, warum das Fenster offen blieb. Möbel gab es in diesem Raume, er wohl nur dem Zwecke diente, die Rosenblätter zu trocknen, nicht. Die Tür war unverschlossen, und er trat in einen Steingang hinaus. Die Bauart des Hauses war ihm ein Rätsel. Er hatte nicht erwartet, sich im Keller-geschoß zu befinden. Dann fiel ihm ein, daß die Villa auf abschüssigem Boden gebaut war, und daß also der Haupteingang in einem oberen Stockwerk liegen müsse.

Ein paar Steinstufen führten in die Höhe. Er stieg vorsichtig hinauf, Stufe für Stufe; der Ausgang wurde von einer Tür versperrt, die auf der anderen Seite mit einem Vorlegeschloß und Riegel verrammelt war. Es war ein ganz primitiver Kellerverschluß. Timothy erinnerte sich, daß er an einer Nische mit Gartenwerkzeug vorbeigegangen war. So fand er bald ein Mittel, dies Hindernis zu beseitigen. Ein langes Stemmeisen hob den Riegel mit lächerlicher Leichtigkeit von der Tür.

Nun hörte er in leisen, gedämpften Tönen zwei Menschen sprechen und ging auf Zehenspitzen durch den teppichbelegten Vorraum. Er horchte an der Tür des Zimmers, aus dem die Stimmen drangen, und war im Zweifel, was er zunächst tun sollte. Es befanden sich zwei Türen in der gleichen Wand. Er blieb stehen und preßte sein Ohr an das Schließelloch der zweiten Tür. Rein Laut war zu hören. Er klinkte auf und sah hinein.

(Schluß folgt.)

Das Drama an der Alpenwand.

Von Alfred Wiedenbrück.

Wie der Blitz eines nächtlichen Gewitters die Erde mit einem beäunenden Griff aus der schwarzen Dunkelheit hebt, gelst plötzlich der Notruf einiger Menschen mitten in den Sommertag hinein. Und bald darauf wissen es die Schutzhütten, die Hütten und die Almen die Bauerngehöfte und die Dörfer und unten in den Tälern die Städte.

Seit drei vollen Tagen und Nächten hängen Touristen in den Kaminen der Südwand.

Die Gältfernuhrer tasten langsam und genau die steile, hohe Felswand ab. Die Sonne hängt mit leisem Schimmern am Gestein, die Abbruchstellen dunkeln wie rote Wundmale im hellen Licht des sommerlichen Nachmittags; schwarz ziehen sich die Kamine zur Höhe.

Nichts; alles bleibt ruhig; kein Signal, kein Laut, kein Zeichen, das nach Hilfe ruft. Und dennoch wissen es alle: Vor drei Tagen haben fünf Kletterer den Aufstieg auf der tausend-Meter-Wand begonnen.

Wie war das an jenem Tag? Noch spät am trüben Abend hat auf der Gipfelhöhe ein leichter Schneesturm eingesezt; und jener Mensch, der in die Fasse, bis weit herab, auf die Moränen. Der angesprochene Führer hatte sich geweigert, die Truppe zu übernehmen; ist der schwerste Steig im Gebiet, bei diesem Wetter tausend Meter an steiler Wand zu klettern, ist unmöglich. Und nun fast der Frevel ein und treibt die Touristen allein hinaus. Mangelhaft bekleidet, beginnen sie den Aufstieg. Und der Teufel haßt oben und jagt den Schneesturm immer wilder und tiefer herab; das Gestein wird glitschig, die Griffe finden keinen Halt, aber der unnütze Drog läßt standhalten; er ist ein gefährlicher, heimtückischer Geselle. Die ganze Nacht hindurch geht es schrittweise an der Wand empor, vom Getöse des Sturmes umbraut. geheimer nach jedem Halt gezwungen. Und dreihundert Meter unter dem Gipfel lassen die Kräfte nach, die Sinne werden betäubt, die Nerven beginnen zu schwanken und unwillkürlich, nur um vor dem eisigen Wind Schutz zu suchen, nehmen sie den Kamin, der Raft verspricht; nur, um dem Schnee auszuweichen, zwingen sie sich in die schwarze Kluft. Wenn auch der Weg weiter ist, bald muß die Höhe erreicht sein. Man sieht nichts, man ahnt nur; aber der Kamin ist die Fülle. Der Weg ist nicht weiter, er hat plötzlich ein Ende. Der richtige Kamin, der eben wieder in das Fels führt, geht rechts; aber stärker war das Verlangen nach etwas Raft und Windstille. Und nun beginnt der Kreiselanz des Dramas.

Hell und sonnig gleitet der neue Morgen in die Tiefe. Friedlich und ruhig erwacht die Welt. Drunten in der Schutzhütte sucht der Führer die Südwand ab. Der Neuschnee spielt mit leisem, märchenhaftem Schimmern auf den Sommerwänden. Die Gletscher blinken zwischen den Fassen verlockend bis in die Niederungen. In der Wiege, zwischen dem Dorflein und dem Mitterspiz wallen die weißen Nebel auf und wandern davon über die Schaidenspize und tasten alle Kamine ab, bis sie im blauen Himmel langsam verwehen.

Nichts sieht man; zwei Kletterer haben in der Morgenklarheit die Tour auf den Felsspiz begonnen. Man kann sie verfolgen, wie sie langsam, Meter um Meter, in die Höhe klettern, mit sicheren Griffen, geübt, geprüft, in den Schutzhütten bekannt und geschätzt. Stundenlang und rastlos kann man ihnen durch das Fernglas zusehen wie den marklosen Kunststücken einiger Akrobaten, und der Zauber einer eigentümlichen Spannung streift uns, bis wir die beiden schließlich den eroberten Griff nach der Kante machen sehen; sie schwingen sich empor und sitzen dann mit glänzenden Oberkörper in der hellen Sonne.

Aber drüben an der Südwand ist alles ruhig. Nur der Sturm treibt die weißen Nebel noch immer aus den Gletscherfesseln. Stein um Stein sucht der Führer nach der Gruppe der Kletterer ab; Kamin um Kamin; nichts, — alles ist ruhig. Neue Deute kommen, neue Touren werden herabgeschlagen; der Tag vergeht, die Nacht wird klar und von dieser Terrasse der Höhe aus sieht man in diese sonderbare von nahen Sternen gesäumte Augustnacht und kann die streifenden Sternschnuppen zählen, die wie goldene Pfeile auf die Erde gleiten.

Am dritten Tag hängt dann plötzlich ein Notsignal über den Menschen. Man weiß nicht mehr, woher es kam; irgend jemand hat einen Ruf vernommen; irgendwo hat es jemand erzählt. Man holt das Gättenbuch, findet die eingetragenen Namen der Touristen und die Tourenpläne. Aber wer von all diesen hat sein Ziel erreicht? Bald wissen es die Leute auf der Höhe und bringen es in die Täler; die Führer werden alarmiert und rüsten zum Aufstieg. Expeditionen marschieren die Wege bergauf. Mühsam und schwer beginnt nun die Arbeit der Suche.

Breit und gewaltig liegen die Berge mit dem Bau der Gipfel und Kuppen in der Stille und im Frieden des sonnigen Tages. Manchmal wandert ein Nebelschleifen wie eine leichte, zarte Wolke vorüber. Wer ahnt etwas von der winzigen, menschlichen Tragödie, die unsichtbar und ohne Publikum an einer Alpenwand hängt; denen Spieler Menschen, die sich verirrt und verstriegen haben, und deren Gegenspieler das Grauen, die Angst, die Furcht, die Räte und der Hunger sind, von all den hundert kleinen Epikostenrollen der Vergangenheit und Erinnerung abgesehen.

Gedrückend und schwer kann dieser unaufhaltsame Zweikampf

In der Dunkelheit des Kamins zieht er Mit um Mit vorüber; endlos jede Szene. Wie weit ist die Welt; dann erstreckt plötzlich der Ruf des Kameraden und ist nicht mehr zu erwecken. Schwach und unsicher tönt der Ruf des zweiten herauf; wie lange noch?

Welch einem Gegensatz zwischen Leben und Tod begegnet man während des Aufstieges zum Gipfel! Droben arbeiten die Kletterer seit Stunden, um den Gefangenen des Wahnsinnes Proviant und Kleidungsstücke zuzuführen zu lassen. Glück und Zufall haben ihnen bei der Entdeckung geholfen: mühsam haben sie die ersten Deute der wilden Kletterei in Sicherheit gebracht, um sie über die Gletscherfelder talwärts zu schaffen. Kühner und schwieriger noch, als diese narrenhafte Tour an der steilen Wand in die Höhe, mitten im scharfen Schneesturm, bewegt sich die Arbeit der Rettung.

Und unten, in den Hütten, Bauerngehöften und Dörfern geht das Leben weiter. Nur einen Augenblick lang hat der Funke des Unglücks der fünf Menschen, die an der Südwand seit Tagen hängen, aufgehört zu leuchten.

Dann war es zu einer Tatsache geworden, nüchtern, klar, wie alle die hundert anderen Tatsachen des alltäglichen Daseins. Man hat die Führer, ausgerüstet mit ihrem Werkzeug, in die Berge gehen sehen, man weiß von der Expedition, die nach Mitternacht eintraf und den Weg zum Gipfel nahm; man sieht die kahle, steile, verführerische Wand des Gebirges, in der das furchtbare Schauspiel weitergeht, und flüchtig denken vielleicht die Menschen daran, daß jaft in diesem Augenblick die kalte Hand des Todes die Köpfe der Verirrten mäht, und vergessen es häufig und setzen sich an die Tische und beginnen umständlich Ansichtsarten zu schreiben.

Das Fernrohr bleibt in der Ecke stehen und niemand sieht durch das Glas auf die gegenüberliegende Wand und auf die Gipfelhöhe zu den Kletterern und auf die schwarzen Kamine, in denen der Teufel haßt und sein Spiel zu Ende führt.

Und während die fünf endlich glücklich geborgen auf dem Gipfelplateau liegen, reißt der teuflische Brigant neuerdings den Vorhang auf zu einem neuen, unerwarteten Akt des furchtbaren Schauspiels zwischen den Gipfeln und es geht die Rede von einem Sechsten, der wie die Deute einer Spinn im verberblichen Nebel des Unfalls, der Verächtlichkeit und des unnützen Trostes allen Ratsschlüssen alter Bergkletterer entgegen, freier, halbkreisförmig und nahe dem Verhungern in einer Felswandkarte hängt. Nichts erfordert größere Opfer als halbfertiges Beginnen und Unvollständigkeit der Vernunft gegenüber.

Nebel streifen wieder und immer dichter um die Kronen der Gebirge, ein leichter Regen schlägt an das Gestein, und während sich unten in den längst nachtenden Tälern die Menschen in die warmen Betten drücken, stellt sich der Kletterer neuerdings in die Tiefe ab, tastend und suchend.

Langsam duckt sich die riesenhafte Welt in die späten Schatten. Jemand wird vielleicht ein Licht brennen in Erwartung des verlorenen Menschen, und für tummelnde Herzen wird die Nacht ebenso einsam und trostlos sein, als die hier oben mit ihrem furchtbaren, drückenden Schweigen auf die lanten, rastlosen Rufe der Kletterer.

Im Kloster Monte Cassino

Von Ludwig Marcuse.

I.

Cassino ist ein kleiner kampanischer Ort an der Eisenbahn-Strecke Rom-Neapel. Am Bahnhof warten sechs Droschken und zwei Autos auf Fremde. Diese sechs Droschken und zwei Autos zeigen sofort an, daß Cassino mehr ist als irgend ein fladen kampanischer mit 7000 Einwohnern. Ueber dem Ort steht steil der Monte Cassino. Die Benediktiner-Abtei liegt wie ein breiter, heller, unzugänglicher Kasten auf dem strengen Fels.

II.

In langen Serpentinien schaukelt der Wagen den Berg hinauf. Die Abtei verschwindet und steht näher über mir; eine Stunde lang. Der Ort Cassino sinkt langsam in einen Kessel. Die Gebirge ringsum formen allmählich eine Sagen-Welt; der Raum wächst. Unten sieht man nur noch den Bahnhof — einen unwichtigen schwarzen Fleck und die schnurgrade, helle Landstraße, die nach Neapel läuft — einen bedeutungslosen Strich durch die Landschaft.

Der junge Italiener auf dem Bod lobt mich, weil ich statt des Autos den „besinnlicheren“ Wagen nahm. Er schüttelt seine Sorgen aus: der Wagen ist kein Geschäft mehr. Die Amerikaner saßen in einer Viertelsunde um hundert scharfe Kurven herum auf. Die Auffahrt ist ihnen nur der notwendige Weg zur Lebenswürdigkeit. Der junge Italiener auf dem Bod weist in Abständen pathetisch darauf hin, wie ausgezeichnet sein Pferd ist. So glaubt er am besten die Tatsache zu überwinden, daß wir nicht vorwärtskommen. Wie alle Süd-Italiener, die ich kennen lernte, erzählt er mir sofort eingehend von seinen Liebesabenteuern; seine Frau sei häßlich und zänktisch, aber sie habe Geld mitgebracht.

Am Rande der Fels-Strasse stehen Priester und sehen auf das Spiel der Sonne mit den Bergspitzen. Die erglühen leise und werden, kaum daß sie erglüht sind, aschfahl. Der Italiener wird

stiger. Der Kunstkreis des Klosters bedrückt ihn. Ein Haufen Mönchen begrüßt mich mit faßzistischem Gaudium. Dann nimmt mich der Bruder Förster in Empfang und führt mich in seine Zelle.

III.

Sie war.

Der Klosterhof, auf den ich hinaussehe, ist stumm wie ein vergangenes Jahrhundert. Der Korridor, an dem meine Zelle liegt — eine unabsehbar lange Röhre — ist verödet. Meine Zelle: ein überraschend elastisches Bett, ein hartes Sofa, ein Tisch mit Lintenfisch. In der Ecke, hinter einer kleinen Gardine, eine Miniatur-Waschkübel.

Ein Bruder zeigt mir die Barock-Kirche, die Sakristei, die mit buntem Granit geschmückte Krypta, drei herrliche, mit einander verbundene Klosterhöfe. Um die beiden äußeren Höfe ein Platz, der einen wahrhaft paradiesischen Blick auf die Gebirge gibt, von einer Freitreppe, die zu einem Säulengang (mit Säulen von einem antiken Apollon-Tempel) hinaufführt.

Sieben Uhr: Abend-Andacht. Ein großer, weiter, dämmriger Raum. Wie ausgestorben. Die Mönche knien in tieferen Schatten der Pfeiler. Wenige Kerzen verdunkeln die Kirche; erheben sie nicht. Man sieht die knienden Ruten erst nach Minuten — wenn die Augen die tieferen Schatten von den helleren Schatten unterscheiden können. Der litaneisch-montone Gesang spinnst dieses Schattenreich mit den kleinen Lichtflecken noch in einen akustischen Schatten.

Ich esse mit den zwei anderen Gästen dieser Nacht, einem Priester aus Campobasso und einem italienischen Bankbeamten aus Rom: Maffaroni, Lamm und Nesbelesfrüchte. Zwei Karaffen mit schwarzem roten Cistelli stehen auf dem Tisch. Ein Mönch, Rektor des Priester-Seminars, besucht uns. Ein Hüner, lang, breit, mit einem mächtigen, frischen Kopf, ein sympathischer, vergnügter Herr in den besten Jahren. Er trägt seine braune Kutte wie einen Smoking — er bewegt sich mit lustiger Würde.

Nach dem Essen gehen wir noch einmal in die Kirche. Der Bankbeamte kniet vor einer Seiten-Kapelle und verfallt für Minuten einer fernen Welt. Regungslos liegt er an dem Kapellengitter. Dann gehen wir durch die tief eingeschattete Kreuzung zu meiner Zelle. Seine Augen sind unnatürlich geweitet, über schweren schwarzen Gräben.

Wir öffnen das Fenster. Der Klosterhof tauchte in den ersten dünnen Umrissen aus der Nacht. Kein Laut. Dann drückte mir der Italiener zum Abschied die Hand. Dieser Druck, den ich wohl noch im Schlaf körperlich spürte, setzte sich in einen Traum um. Ich träumte, daß über meiner Hand ein Kloster errichtet wurde.

IV.

Frei um fünf Uhr stand mein Italiener mit seinem Wagen vor dem Klosterhof; übernachtigt. Von seinem zänkischen Weib oder von seinem Mädchen? Andere Lust, andere Probleme.

Das Tal war gefüllt mit weißlichem Nebel. Dunkle Baumspitzen schwammen wie schwarze Wasserpflanzen in diesem milchigen See. Ich sah zum Kloster hinauf: es reichte sich immer weiter empor. Von Minute zu Minute mehr schien der Weg zu ihm unzugänglich steil. Der Italiener schlief im Sigen. Das Pferd schlief im Trotten. Der Wagen humpelte durch seine Schwerkraft stüdernd Bergab. Im Zug, der aus Apulien kam, verschlafene Montebianchi und Schlafgeruch. Dinten am Horizont lag die Abtei Monte Cassino, dicht unter dem Himmel eine unheimbare Festung.

Gedenktage.

8. September.

Zum 150. Geburtstag Brentanos. Der Name Brentanos dessen 150. Geburtstag am 8. September gefeiert wird, ist für uns in erster Linie mit „Des Knaben Wunderhorn“ verknüpft, jener Niederromantik, an der er gemeinsam mit Arnim arbeitete. Nennt man von seinen eigenen Dichtungen die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Murrel“ und „Das Märchen vom Godel, Hinkel und Gackeleia“, so ist wohl alles aufgezählt, was heute von diesem Romantiker noch lebendig ist. Und gewiß gereicht ihm kein Unrecht, wenn man seine übrigen Werke beruhen sein läßt. Denn es fehlte ihm an jenem Ernst, Willen und auch Können, die notwendig sind, um einer genialen Anlage nachwirkende Gestalten abzurufen. Er war, wie er selbst von sich einmal richtig sagte, mehr ein Gedicht als ein Dichter. Er stellte seine Geschöpfe nicht als Eigenwesen hin, sondern lebte in ihnen, ging in ihnen auf. Mit alledem war er der echte Vertreter dessen, was wir, mit halb geringschätzendem Ton, einen Romantiker nennen, von früher Jugend an dem aktiven Leben abgemündet, vom Dämon namenloser Unruhe getrieben, talentvoll ohne Energie. Das zeigte sich bereits, als er, der am 8. September 1775 in Ehrenbreitstein geboren war, 1798 in Jena studierte; denn er ging dem Studium vielmehr aus dem Wege, verachtete alles Wissen und hatte nur Spott für die Gelehrsamkeit. Er schrieb den verwilderten Roman „Godwi“ 1801–1802 und begann 1805 mit Arnim, den er in Göttingen kennen gelernt hatte, in Heidelberg die Sammlung von „Des Knaben Wunderhorn“. Sein Leben trug ihn durch viele Städte, ohne daß er irgendwo feste Wurzel geschlagen hätte. 1817 wandte er sich dem Katholizismus zu und verbrachte die folgenden Jahre am Krankenbett der stigmatisierten Nonne Katharina Emmerich, deren Offenbarungen über Christi Leiden er unter dem Titel „Das bittere Leiden unseres

Herrn Jesu Christi“ 1833 herausgab. Er starb am 28. Juli 1842 in Aischaffenburg, wohin er kurz zuvor von München gezogen war. Außer den oben genannten Werken verdienen noch Beachtung seine „Romanzen vom Rosenkranz“, vielleicht sein schönstes, charakteristischstes Werk, wenn es uns auch überkünstelt erscheinen will. Das meiste aber von seinen „Gesammelten Schriften“ hat nur literaturhistorische Bedeutung, und es ist, nach seinen eigenen Worten, das Gedicht seines Lebens mehr als seine Dichtung, was uns heute noch bewegt.

9. September.

Tolstoj und die Bücher. Graf Leo Tolstoj, dessen Geburtstag sich am 9. September zum hundertsten Male jährt, hat sich, namentlich bei fortschreitendem Alter, in Briefen oft an Menschen, die ihm gar nicht einmal nahestanden, sehr ausführlich geäußert über alle Lebensfragen, zu deren Erörterung ihm Anregung gegeben wurde. So schrieb er auch, im November 1895, an den Führer der Dschoboren, der „Geisteskämpfer“, einer rationalistischen Sekte, deren Anhänger Kriegsdienst und Eidesleistung verweigerten, einen langen Brief, der sich mit dem Wert des Buches befaßt. Er geht dabei aus von einem Schreiben jenes Führers, B. B. Wertigin, der der Meinung war, daß dem lebendigen Verkehr vor dem toten Buch der Vorzug zu geben sei. „Ich schreibe Bücher und kenne infolgedessen den ganzen Schaden, den sie anrichten“, schreibt Tolstoj. Trotzdem hält er das Buch für unentbehrlich, weil der Kreis derer, die der einzelne mit seinem Wort, seiner Meinung erreichen kann, durch das Buch unendlich erweitert worden ist. „Das wichtigste Argument zugunsten des Buches ist, daß auf einer gewissen Entwicklungsstufe der äußeren Lebensverhältnisse Buch und Presse überhaupt ein Mittel des Verkehrs der Menschen untereinander geworden sind, und daher darf man dieses Mittel nicht verachten. Es sind so viel schädliche Bücher geschrieben und verbreitet, daß man diesem Schaden nur durch Bücher entgegenwirken kann. Man muß Gundebeare auf den Kundeblick legen. Christus hat gesagt: „Was ihr höret in das Ohr, das predigt auf den Dächern!“ Dieses Predigen auf den Dächern ist eben das gedruckte Wort. Das gedruckte Wort ist die gleiche Sprache, die nur sehr weit reicht. ... Um so weit wie nur möglich zu reichen, wollte Tolstoj bekanntlich auf jeden Gewinn aus seinen Schriften verzichten, und nur dem Widerstand seiner Frau gelang es, diese Absicht teilweise zu verhindern. Tatsächlich waren Tolstoj's Schriften schon bei seinen Lebzeiten in sehr hohen Auflagen verbreitet. Von seinen kleineren Werken ... „Gefangene im Kaukasus“ in 300 000, „Herr und Knecht“ in 250 000 Exemplaren verkauft, von „Nacht der Finsternis“, „Semjastopol“, „Auferstehung“ und „Drei Tage“ waren je rund 200 000 Stück abgesetzt. Die breiteste Wirkung aber hatten die pädagogischen Schriften „Das neue Alphabet“ und „Erstes russisches Lesebuch“ mit einer Gesamtauflage von je 1 Million Exemplaren.

Aus aller Welt.

Tolstoj als Dramenheld. H. Rossi hat eine Tragödie „Tolstoj“ geschrieben, die anlässlich Tolstoj's 100. Geburtstag (9. Sept. 1928) im Oldenburg'schen Landestheater zur Uraufführung kommt.

Eine Hermann-Essig-Uraufführung zehn Jahre nach dem Tode des Dichters. Ein nachgelassenes Drama des vor zehn Jahren verstorbenen Dichters Hermann Essig, „Die Weiber von Weinberg“, gelangt in der kommenden Spielzeit im Oldenburg'schen Landestheater zur Uraufführung.

Die Stadt Wien 2000 Jahre alt. Die Stadt Wien wird im Jahre 1930 den 2000. Geburtstag feiern. Aus der Geschichte ist bekannt, daß die zehnte römische Legion um das Jahr 70 v. Chr. auf die Stadt Vindobona (Wien) stieß. Man will 1930 ein großzügiges Wiener Jubiläumsjahr feiern.

Errichtung eines deutschen Höhenluft-Forschungsinstituts. Verhandlungen zwischen der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt, der hessischen Regierung und der Stadt Darmstadt haben zu dem Ergebnis geführt, die Errichtung eines Höhenluft-Forschungsinstituts in Darmstadt in die Wege zu leiten. Das Institut wird der Technischen Hochschule in Darmstadt angegliedert und der Leitung der Professoren Georgi und Eberhardt unterstellt werden. Der größte Ballon der Welt, der gegenwärtig in Friedrichshafen stationiert ist, wird nach Darmstadt gebracht werden, wo er für die Höhenforschung Verwendung finden wird.

Fröhliche Ecke.

„Meine Frau fragt nie, wohin ich gehe. — „Wirklich?“ — „Natürlich. Sie kommt immer gleich mit!“

„Wie? Du hast dein Motorrad auseinandergenommen und allein wieder zusammengehebt?“ — „Natürlich. Ich habe sogar einige Schrauben übrig behalten!“

„Schämen Sie sich nicht, mitten in der Woche an einem Laternenpfahl zu lehnen und solchen Nausch heimzutragen?“ — „Hätt — hätt ich ihn nur schon erst zu Hause ...“

Freischen kommt zur Mutter und bittet um ein Stück Brot mit Butter und Honig drauf. „Aber Kind, das ist doch Luxus!“ — Nach einiger Zeit kommt Freik wieder: „Bitte noch ein Brot mit Luxus!“